

N.Lambert, B.Bouresh, M.Wirtz

Arbeit in der Erinnerung. Erfahrungen mit der Oral History
bei der Rekonstruktion einer alten Fabrik - eine Methode
und ihre Grenzen

in: Archivhefte 22, Mündliche Geschichte im Rheinland,
Landschaftsverband Rheinland, Archivberatungsstelle, Köln
1991

Arbeit in der Erinnerung. Erfahrungen mit der Oral History bei der Rekonstruktion einer alten Fabrik – eine Methode und ihre Grenzen

von Norbert Lambert, Bettina Bouresh, Martina Wirtz

Die Arbeit in der Oral History

Mit lebensgeschichtlichen Interviews historische Arbeitsplätze zu rekonstruieren, ist bislang selten versucht worden, obwohl sich die Oral History vielfältiger Themen annimmt und die Befragung von Arbeitern nichts Ungewöhnliches für sie ist. Häufig geht es dabei um das subjektive Erleben zeitgeschichtlicher Ereignisse oder um die Erforschung der Reproduktionssphäre Arbeiterwohnen, -freizeit und -kultur. Der Arbeitsplatz selber, an dem die Befragten immerhin einen Großteil ihres Lebens verbracht haben, bleibt oft jedoch ausgeblendet.¹

Schirmbeck² hat darauf hingewiesen, die Oral History könne – die Arbeitswelt als Teil unserer Kultur und Geschichte aufwerten und vor dem Vergessen bewahren, – Einblick in konkrete Arbeitsvollzüge mitsamt der gefühlsmäßigen Beteiligung der Arbeitskräfte geben, und – die industrielle Arbeitswelt als gesellschaftlichen Bereich, der ansonsten hinter Fabrikmauern vor der Öffentlichkeit abgeschottet sei, transparenter machen.

In ihrer Beschäftigung mit historischen Arbeitsplätzen könnte die Oral History schon dadurch aufklärerisch wirken, daß sie erstens die häufig anzutreffende umstandslose Gleichsetzung von Industriearbeit mit Akkord- und Fließbandarbeitsplätzen relativiert und zweitens wesentliche Strukturmerkmale der noch-vor-elektronischen Arbeitsplätze dokumentiert, die schon bald verschwunden sein werden.

Um die Rekonstruktion historischer Arbeitsplätze geht es in einem Forschungspro-

¹ Beispiele für die Rekonstruktion historischer Arbeitsplätze unter Einsatz der Oral History sind: Museum der Arbeit Hamburg (Hrsg.), ... nicht nur Galionsfigur – Frauen berichten von ihrer Arbeit im Hamburger Hafen, Hamburg 1989. Dorothee Wierling, Mädchen für alles – Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Bonn 1987. Betty Messenger, Picking up the Linen Threads – Life in Ulster's Mills, Belfast 1988. Peter Schirmbeck (Hrsg.), Morgen kommst Du nach Amerika – Erinnerungen an die Arbeit bei Opel 1917–1987, Bonn 1988.

² Schirmbeck, a. a. O. S. 19 f.

jekt, das Mitarbeiter des Deutschen Bergbau-Museums (DBM), unter ihnen die Autoren, im Auftrag des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR), in der ehemaligen Tuchfabrik Müller in Euskirchen-Kuchenheim durchführen.

Die Oral History beim Museumsaufbau

Die Tuchfabrik Müller (im folgenden auch TM) wurde 1801 als Papierfabrik am Erftmühlenbach angelegt, von 1843 bis 1961 aber als Textilfabrik genutzt. 1894 übernahm Ludwig Müller den Betrieb, den er zur Volltuchfabrik ausbaute. Die Firma stellte zum Großteil Uniformtuche her. Mit maximal 40 Beschäftigten war sie selbst in Hochzeiten ein eher kleiner Betrieb der Euskirchener Tuchindustrie. Die Fabrik war mit 60 Maschinen ausgestattet, die bis zuletzt von einer Dampfmaschine über ein Transmissionssystem angetrieben wurden. Als der letzte Besitzer Curt Müller 1961 den Betrieb stilllegte, beließ er in der Hoffnung auf eine erneute Inbetriebnahme nicht nur das komplette Inventar mit Maschinen, Werkzeugen, Ersatzteilen, Hilfsmitteln, Abrechnungszetteln, persönlichen Gegenständen usw. an Ort und Stelle, sondern pflegte es sogar noch bis in die 80er Jahre hinein.

1988 übernahm der LVR die mittlerweile denkmalgeschützte Fabrik als Standort des Rheinischen Industriemuseums (RIM). Anhand der originalen Arbeitsplatzensembles könnte dann der vollständige Produktionsgang zur Herstellung eines Tuches von der Anlieferung der losen Wolle über die Färberei, Wolferei, Krempelei, Spinnerei, Kettenschärerei, Weberei, Walkerei, Wäscherei, Rauherei bis hin zur Fertigappretur und zum Versand des Tuches dem Besucher nachvollziehbar gemacht werden.³

Teil des Museumsaufbaus ist das genannte Kooperationsprojekt von RIM und DBM zur Erforschung der Geschichte der Tuchfabrik. Die Oral History ist dabei eine Methode unter anderen. Neben der Auswertung des Firmenarchivs sowie öffentlicher Archivbestände müssen etwa die weiter zurückliegende Baugeschichte und die Veränderung des historischen Maschinenparks auch mittels einer industriearchäolo-

³ Die Tuchfabrik bzw. ihre Integration in andere Standorte des RIM sind beschrieben bei: Thomas Kosche, Ein einmaliges Zeugnis zur Geschichte der Textilindustrie. Die Tuchfabrik Müller in Kuchenheim, in: Kuchenheim 1084 – 1984: Eine Heimatgeschichte, Bd. III: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte (Veröffentlichungen d. Vereins d. Geschichts- u. Heimatfreunde d. Kreises Euskirchen A-Reihe 14, 3), Euskirchen 1984, S. 202–218. Gerd König, Eine einzigartige Fabrik wird Museum. Tuchfabrik Müller: Ab 1995 Produktion wie vor 100 Jahren, in: Jahrbuch des Kreises Euskirchen 1989, S. 121 – 127; Wiederabdruck in: Die Eifel 84, 1989, H. 2, S. 104 – 108. Barbara Scheffran, Das Rheinische Industriemuseum und seine textilgeschichtlichen Standorte, in: Jahrbuch für Volkskunde 27, 1988, S. 257–274, bes. S. 267–271.

gischen Vorgehensweise zum Beispiel aus Gebäudespuren rekonstruiert werden, da das Firmenarchiv erst für den Zeitraum ab 1894 Auskunft gibt.⁴

Informationen über einzelne Arbeitsplätze der Tuchfabrik können vor allem die ehemalige Belegschaft und der letzte Besitzer der Fabrik noch geben. Davon abgesehen, daß es für die Industriegeschichte generell interessant ist, wie ein historischer Betrieb intern organisiert war, haben mündliche Befragungen gerade für den Museumsaufbau folgende Funktionen:

Expertenwissen:

Da das RIM unter dem Leitbild der Authentizität später die kompletten Arbeitsplatzensembles der Tuchfabrik präsentieren möchte, muß das vorgefundene Fabrikinventar im einzelnen benannt, müssen seine Funktionen erklärt und seine Handhabung beschrieben werden. Der Museumsbesucher wird später einmal wissen wollen, welches Exponat wozu gebraucht wurde. Dazu können am ehesten diejenigen etwas sagen, die selber damit gearbeitet haben. Sogar unter Hinzuziehung historischer Kataloge u. ä. wäre es für den Betriebsfremden nicht möglich, z. B. die 500 Einzelteile des Inventars in der Fertigappretur der Tuchfabrik korrekt zu beschreiben. Kataloge können in den Fällen nur begrenzt weiterhelfen, in denen große Teile des Inventars zu anderen als den ursprünglichen Zwecken verwendet wurden. Dies war ebenso gängige Praxis wie betriebsspezifische Improvisationen und Behelfskonstruktionen, die sich in keinem Katalog finden.

Die Fabrik als System flüchtiger Handlungen:

Wie andere Industriemuseen versteht sich auch das RIM nicht als technikgeschichtliches, sondern als sozialgeschichtliches Museum. Was innerhalb der Belegschaft oder zwischen dieser und den Fabrikanten passierte, kommt daher mit ins Blickfeld. Arbeitsverträge, Lohnlisten u. ä. vermitteln hierzu ein eher statisches Bild, das die offiziellen Beziehungen und die formale Gliederung des Betriebes wiedergibt. Wie man aber tatsächlich und informell miteinander umgegangen ist, konnte nur in der Erinnerung Spuren hinterlassen, da die Interaktionen selber, z. B. Gespräche unter Kollegen, nur zeitlich vorübergehend waren und nicht gegenständlich manifest wurden.

Die sinnliche Qualität der Fabrik:

Museumsbesuche vermitteln intensive sinnliche Eindrücke, um so mehr eine Museumsfabrik mit komplett erhaltenem Inventar. Aber: die Tuchfabrik steht seit

⁴ Vgl. zum Projekt auch: Norbert Lambert, Die Geschichte der Arbeit im Industriedenkmal, in: Denkmalpflege im Rheinland (im Erscheinen).

fast 30 Jahren still. Ihre Atmosphäre ist gänzlich anders als zu aktiven Zeiten. Gefahren durch die rotierende Transmission, Arbeitsbelastungen durch Lärm, Hitze, Durchzug usw. sind kaum mehr vorstellbar. Die ursprüngliche Atmosphäre läßt sich ausschnittsweise nur dort wieder herstellen, wo im späteren Museum Demonstrationen stattfinden und Maschinen wieder in Gang gesetzt werden. Fraglich ist allerdings, ob dies für sämtliche Produktionsstufen und alle Abteilungen der Fabrik zu realisieren sein wird. Die Oral History bringt nun diese gänzlich andere sinnliche Qualität des laufenden Betriebes zumindest annäherungsweise anschaulich und im Detail zutage. Für den späteren Besucher sind die Erinnerungen der ehemaligen Beschäftigten das Bindeglied zwischen stillstehender und aktiver Fabrik.

Im Verlaufe des mittlerweile eineinhalbjährigen Forschungsprojektes wurden bisher 31 Interviews durchgeführt, die auf ca. 1000 Seiten transkribiert sind. Von 13 Befragten waren fünf Frauen. Die meisten wurden bisher einmal befragt, einige jedoch auch mehrmals. Inhaltlich besonders ergiebig waren Interviews mit P. K., einem Weber der Tuchfabrik, der mittlerweile als Museumsmitarbeiter im RIM Euskirchen angestellt ist und außer in neun umfangreichen Interviews den Projektmitarbeitern in zahllosen Gesprächen Rede und Antwort steht.

Die Befragungen sind noch keineswegs abgeschlossen. Die folgenden Überlegungen sind durch die bisherige Projektarbeit empirisch begründet, besitzen aber noch immer hypothetischen Charakter. Sie stellen eher einen methodisch orientierten Zwischenbericht aus der laufenden Projektarbeit dar.

Es erstaunt immer wieder, woran sich die Befragten hinsichtlich ihrer früheren Arbeit erinnern – und woran nicht. Auch nach Jahrzehnten sind noch winzige Details im Gedächtnis verhaftet, andere Dinge dagegen überraschenderweise entfallen. Will man das nicht tautologisch damit erklären, daß sich die Befragten eben an das erinnern, was ihnen trotz ihres Alters noch nicht entfallen ist, dann ist zu fragen, wovon diese Selektion im Gedächtnis abhängt. Die größere oder geringere zeitliche Distanz alleine reicht als Erklärung nicht aus, denn selbst nach mehr als 40 Jahren erinnert sich ein ehemaliger Beschäftigter z. B. daran, daß morgens mit dem Anlaufen der Dampfmaschine das Licht in der Fabrik nicht schlagartig, sondern »ganz langsam« anging. Ein anderer hat noch im Gedächtnis behalten, daß es in der Färberei dann am meisten gestunken hat, wenn blau gefärbt wurde. Der ehemalige Buchhalter erinnert sich noch an das Fabrikat der Schreibmaschine, ähnlich wie sich in der Untersuchung von Schirmbeck ein Befragter auch noch nach Jahrzehnten an Maschinenummern erinnerte.⁵

Der individuelle Alterungsprozeß spielt für die Erinnerung und den Erzählvorgang selbstverständlich ebenso eine Rolle wie der Erzählertyp und die Interviewsituation

⁵ Schirmbeck, a. a. O. S. 121.

selber. Grundlegender scheint jedoch ein anderer Zusammenhang: In der Oral History ist die frühere Arbeit nicht nur Thema der Erzählung, sondern auch Selektionsmechanismus der Erinnerung. Was heute noch von der damaligen Arbeit erinnert wird, ist vor allem aus dieser Arbeit selbst erklärbar. Unserer Erfahrung nach handelt es sich dabei um folgende Zusammenhänge:

Anspruchslose – anspruchsvolle Arbeit

Monotonie:

Ein Großteil der Industriearbeit ist unqualifiziert. Dies gilt nicht nur für Akkordarbeit und ist auch nicht ausschließlich an die Bedienung von Maschinen geknüpft. In der Tuchfabrik war eine solche Arbeit die der Frauen in der Appretur. Erzählpassagen hierzu beschränken sich auf wenige Sätze, die in Variationen wiederholt werden. F. T.⁶ mußte Tuche, die aus der Weberei kamen, auf Unreinheiten hin kontrollieren: »Da war alles wie Stroh drin. Und das mußten wir dann mit der Pinzette rausholen. . . Ganz vorsichtig, daß keine Löcher reinkamen. Wenn dann so was dran war, dann wurde gestopft. Ja und dann ging das von morgens bis abends.« Erste Variation: »Wir waren ja nur hauptsächlich da, um aus dem Stoff die Strohhälmmchen rauszupicken. Das war's dann. Anders war dann nichts. . . Und das ist quasi auch schon alles, was ich noch von da in Erinnerung habe. Ich meine, ich war acht Tage (da), da waren wir so richtig drin. . . Das war so eintönig die Arbeit. Das war nicht so was Spannendes. Das war genau, als wenn man am Spülen ist. . . Das war ja normal keine Beschäftigung. Das war nichts. Anders kann ich Ihnen auch nichts Konkretes davon erzählen.« Zweite Variation: »Wir hatten quasi nur mit dem Stoff zu tun, um das rauszumachen. Anders haben wir da gar nichts gemacht. Und dann ging das von morgens bis abends immer so dasselbe. . . Bei K. (einem Nachbarbetrieb), das war ja eine ganz andere Arbeit mit dem Nähen. Aber hier (TM) war das eintönig mit dem Stoff. Da hat man doch nicht viele Erinnerungen dran.«

In der Untersuchung von Schirmbeck bringen einzelne Erzähler die Monotonie der Arbeit zum Teil zynisch auf den Begriff. Ein Befragter hatte z. B. seinem Vorgesetzten vorgeworfen, bei dieser Arbeit könne man sein »Gehirn verpachten«.⁷ Vergleichbare Pointierungen in der Tuchfabrik finden sich in unseren bisherigen Befragungen nicht.

⁶ Zitiert wird im folgenden aus den Transkriptionen der Interviews.

⁷ Schirmbeck, a. a. O. S. 69.

Ausbrüche:

Besser im Gedächtnis haften geblieben sind kleine Ablenkungen, wie fremde Gesichter am Arbeitsplatz. In einer Streitfrage, ob die Tuchfabrik jemals Polizeimützenstoff hergestellt hat oder nicht, behielt letztlich P. K. gegenüber dem Buchhalter recht, der dies verneinte. Dem Buchhalter, der sich, wie das Firmenarchiv ergab, konkret mit dem Polizeiauftrag befaßt hatte, war diese Tatsache – für ihn ein Routinevorgang – entfallen. P. K. dagegen erinnerte sich, daß ein Vertreter des Beschaffungsamtes der Polizei bei einer Betriebsbesichtigung an seinen Webstuhl trat, was außergewöhnlich war. Dabei erfuhr P. K. den Auftraggeber des Tuches, an dem er gerade webte.

Ähnliche Ablenkungen waren Situationen, in denen man Zeuge von etwas Wichtigem, von Lebensschicksalen wurde. Erinnert wird, wie der Kollege F. S. seine zukünftige Ehefrau in der TM kennenlernte und, als er sich mit ihr in der Appretur treffen wollte, gleichzeitig aber von der Chefin gesucht wurde, unter Stillschweigen der übrigen Kolleginnen hinter der Dekatiermaschine Zuflucht suchte.

Anders als bei bloßen Ablenkungen wurde bei Aushilfstätigkeiten die Routine sogar vorübergehend ausgesetzt. Dies war zum Teil mit einem Ortswechsel verbunden: P. K., der eigentlich im Akkord webte, wurde auch zum Kohlenausladen am Bahnhof herangezogen. Er erinnert sich noch detailliert daran, weil er dafür eine Zulage bekam: »Das ist ja jetzt mein Lohn. Den Lohn kontrollieren sie ja am Ersten. Was habe ich verdient? Und dann bleibt das sitzen.« Außerdem: »Kohleaufladen, das weiß ich eben, weil es eine schwere Sauarbeit ist. Und umsonst hat das dann keiner getan, ist keiner freiwillig an den Bahnhof gegangen. In der Fabrik hatte er es besser. Sagen wir mal im Winter oder Regenwetter. Da war es doch keine schöne Sache, am Bahnhof zu stehen, bei Kälte, Wind, Sturm, Regen oder Schnee.«

Problemfälle:

Aushilfstätigkeiten verlangten gelegentlich eine erhöhte Aufmerksamkeit, da man sich kurzfristig in ihnen zurechtfinden mußte. P. K. hatte den erkrankten Heizer zu ersetzen. »Einfach überrumpelt worden. So, jetzt sieh zu, daß du fertig wirst . . . Dann hab' ich mich einfach dran gegeben. Und es hat geklappt. Das Heizen, sagen wir das Gemisch Braunkohle/Steinkohle, das waren die Erfahrungswerte, die der Heizer sich ausgetüftelt hatte.« Er erinnere sich gut daran, »weil man es sich selbst beigebracht hat. Das hat Ihnen keiner gesagt. Da erinnern Sie sich ja viel mehr, wenn Sie so etwas selbst erfunden haben.«

Situationen, in denen die innerbetriebliche Routine regelrecht ins Stocken geriet, wurden intensiv erlebt. Sie werden häufig als Dialog wiedergegeben. H. C. über ein Gespräch mit einem Meister der Abteilung, in der er vorher gearbeitet hatte: »Ja

und dann kamen da laufend Reparaturen. Sagte ich: ›Wie kommt das denn,‹ sag ich, ›daß ihr so viele Reparaturen habt? Wir haben doch selten Reparaturen an der Maschine.‹ – ›Die Maschine läuft gut, bloß die Leute,‹ sagte er, ›die können nicht damit umgehen‹, sagte der Meister. Das ist das Komische.«

Reparaturen bleiben aus zwei Gründen in der Erinnerung haften. Für diejenigen, die sie ausführten, war die Erinnerung an frühere Defekte und die Kopie von Reparaturen möglicherweise die Lösung für ein akutes Problem. Die Erinnerung mußte daher als Teil der Lösungsstrategie immer wieder wachgehalten werden. Bei neuartigen Defekten aber war es unter Umständen notwendig, komplizierte technische Zusammenhänge zu durchdenken. In Reparaturen bekam die ansonsten monotone Arbeit ansatzweise eine schöpferische Qualität. P. K.: »Am Webstuhl tüfteln war immer. Es passieren immer wieder mal die gleichen Fehler, aber immer wieder tauchen in der Weberei, egal ob modernere oder alte, immer wieder tauchen Fehler auf, die haben Sie noch nie gehabt. Und dann fragt man sich, wo kommt es her? Da sind Sie schon am Tüfteln. Das sind die Sachen, die erlernen Sie sich selbst. Deshalb erinnern Sie sich dadran.«

Methodenkritisch ist zu fragen, ob die Interviews ein ausgewogenes Bild der Industriearbeit ergeben, wenn die tägliche Routine und Monotonie kaum verbalisiert werden kann und eher Ausnahmesituationen erinnert werden. Natürlich gibt die Befragung P. K.'s wichtige Einblicke in die Fertigkeiten des Kesselheizers. Aber eine ausgeprägte Routine des Heizens hat P. K. als Aushilfsheizer nicht herausbilden können. Vermittelt die Oral History deshalb ein Bild von der Industriearbeit, in der diese interessanter erscheint, als sie ursprünglich erlebt wurde?

Soziale Kontrolle

Kontrolle als Erzählthema:

In vielen Interviews geht es um die Kontrolle durch die Fabrikanten, vor allem durch die alte Chefin. Anekdoten um sie, häufig in Dialekt und wörtlicher Rede erzählt, spielen eine ungleich größere Rolle als solche um Kolleginnen und Kollegen. Das ist nicht verwunderlich, da Industriearbeit als lohnabhängige Arbeit weisungsgebunden ist. Das Verhalten von Vorgesetzten ist daher nicht einfach ignorierbar. Dies gilt besonders für die Tuchfabrik, in der die Fabrikanten noch selber mitarbeiteten. F. T.: »Morgens meistens so um halb elf, dann kam sie immer hoch. Dann guckte sie, was wir machten. Und sie konnte aber auch manchmal energisch werden.« H. C.: »Die hatte alles im Auge. Alles. Die ging ja in jede Ecke. . . Sagten wir immer: Ein richtiger Luchs. Die kam raufgeklettert. Wenn man nicht aufgepaßt hat, dann stand die schon hinter einem.« H. S.: »Wenn sie irgendwas entdeckte, was nicht in Ordnung war, dann ging sie auch zur Sache.«

Genauso haben sich aber solche Situationen im Gedächtnis eingepreßt, in denen Vorgesetzte ausgetrickst wurden und man die permanente Kontrolle zumindest kurzzeitig ignorierte oder sie ins Leere laufen ließ. H. C.: »Wir haben viel Blödsinn gemacht. Da haben wir uns mit Hülsen beworfen. Das waren Metallhülsen (zum Aufwickeln des Garnes). Da wurde ja viel mit geworfen. . . Fensterscheibe kaputt. Was wollten wir machen? Haben wir draußen (auf der Fensterbank) einen Stein hingelegt. Dicker Stein. Jetzt kam der (Chef) am anderen Tag. Och, was ist denn hier? Scheibe kaputt! Guckte und guckte. Da sagte ich zu ihm: Ja gucken Sie mal, da liegt auch ein Stein. Da sagte er: Da ist der bestimmt von K. (der benachbarten Konkurrenzfirma) rübergekommen. Mit dem K. konnten die es sowieso nicht gut.«

Derartige Situationen sind als ein Rest von Autonomie am Arbeitsplatz in der Erinnerung haften geblieben. Verbunden mit Pfiffigkeit und kleinen Erfolgen hatte man die Lacher auf seiner Seite und gewann Bestätigung durch die Kollegen. Erinnerung werden sie auch deshalb, weil sie unter ehemaligen Kollegen immer wieder aufgefrischt werden. Von oben erwähntem Vorfall sagt H. C.: »Da sprechen wir heute noch drüber.«

Es wird im zukünftigen Museum darauf zu achten sein, aufgrund solcher Schilderungen der Souveränität kein nostalgisches Bild von der Arbeit in der Tuchfabrik zu zeichnen.

Kontrolle als Erzählblockade:

So leicht solche Situationen erinnert werden, ist doch nicht auszumachen, wie sehr sie im Laufe der Zeit dramatisiert wurden. Quervergleiche mit anderen Interviews helfen auch nicht unbedingt weiter, da sich Äußerungen über die Fabrikanten häufig nur in Andeutungen erschöpfen, die gleich wieder relativiert werden. Die strenge Kontrolle der alten Chefin wird damit gerechtfertigt, das sei »ja überall so« (F. T.), »alte Leute sind halt so, . . . einer mußte ja nach dem rechten sehen«; außerdem: »Man wurde auch gut mit ihr fertig, . . . sie war auch friedlich, so gesehen«, und »sie hatte auch ihr Gutes an sich, wie freitags, wenn ich geputzt habe, da bekam ich jede Woche einen frischen Strauß Blumen.« (C. K.). Auffallend oft betonen Erzähler auch, man habe gerne dort gearbeitet.

So wenig anonym das Verhältnis zwischen Belegschaft und Fabrikanten zu aktiven Zeiten der Tuchfabrik war, so wenig anonym ist es heute, da die ehemaligen Eigentümer noch immer in unmittelbarer Nähe wohnen. Das frühere Beschäftigungsverhältnis dauert als Nachbarschaftsverhältnis fort. Deshalb wird auch ausdrücklich betont, daß man mit der jungen Chefin »gut mit zurechtkam«, sie sei eine »Patente«, sei »in Ordnung, sie hatte für jeden ein gutes Wort.« (F. T.) »Ich bin heute noch gut mit den Müllers. Mit ihr und mit ihm. Wenn wir uns treffen. Heute.« (C. K.)

Auch ehemalige Arbeitskollegen wohnen in direkter Nachbarschaft. P. K. erwähnt Bekannte, die ihm sagten: »Erzähl' nicht zu viel, sonst wissen die (Museumsleute) nachher mehr wie wir. Das passiert auch.« Mit seiner Behauptung, in der Tuchfabrik sei Polizeimützenstoff hergestellt worden, sah sich P. K. vorübergehend in Gefahr, im Ort als Lügner dazustehen, nachdem dies in einem Artikel über das Museum in der Lokalpresse erwähnt worden war und der Buchhalter es entschieden bestritt. Das Firmenarchiv stand zu der Zeit für eine Klärung noch nicht zur Verfügung. P. K. war danach kaum noch bereit, etwas zu erzählen, was er nicht von vornherein schriftlich belegen konnte. Erst nach fast einen Jahr gelang ihm anhand seines Lohnbuches der Beweis. »Das war für mich dann eine Genugtuung.« Diese unangenehme Situation hat Spuren hinterlassen. P. K. ist vorsichtig geworden.

Die Tuchfabrik im Lebenslauf. Arbeit und Biographie

Perspektiven:

F. T. wollte eigentlich in einem anderen Betrieb arbeiten. Da dort keine Stelle frei war, ging sie notgedrungen zur TM. Sie sah dort keine längerfristige Perspektive und wechselte deshalb bereits nach einem halben Jahr. Gedanklich immer auf dem Absprung, hat sie die Situation in der Tuchfabrik weniger intensiv wahrgenommen als etwa P. K., der von vornherein dort anfang, um »weben zu lernen«, wohl wissend, daß er hierzu verschiedene Arbeitsplätze in der Fabrik durchlaufen und in der Spinnerei anfangen mußte. »Also mit einem halben Jahr war ja nicht drin. . . Das wußte ich auch. Das war immer so. Das mußten alle Leute, die da anfangen.« Da er innerhalb der Tuchfabrik vorankommen wollte, mußte er die Arbeit der anderen aufmerksam verfolgen. Seine Kollegen »waren ja alles All-round-Leute. Die konnten ja alles. Und dann hast du dich irgendwie bemüht, dich denen anzupassen, daß du das auch konntest. Du kannst das nicht alleine. Ich kann das auch.« Frage: »Kam da Ehrgeiz dazu?« P. K.: »Ja, ja. Der kommt hinzu.«

Statuspassagen:

Selbstverständlich ist für die Erinnerung mit ausschlaggebend, wie lange man insgesamt in der Tuchfabrik gearbeitet hat. F. T. entschuldigend: »Sagen wir, wenn man so zehn, zwanzig Jahre da ist, kann man doch mehr erzählen.« Eckpfeiler der Erinnerung sind aber auch die Statuspassagen im Lebenslauf, die mit der Arbeit verbunden waren. An ihren ersten Lohn erinnert sich F. T. noch genau: »49 Pfennig' die Stunde. . . Da waren wir ja als junge Mädchen. Da meinte man ja, wunders, was man da bekam. . . 49 Pfennig' war zu der Zeit viel Geld.« Als Ausweis einer Art innerbetrieblicher Vollmitgliedschaft werden auch wohlwollende Worte des Chefs bei der Kündigung erinnert. K. K.: »Da sagte der Chef, ich laß dich aber nicht gerne gehen. Du weißt doch jetzt schon alles, wie es hier geht.«

Statuspassagen sind mit Wertschätzungen und einem Zuwachs an Verantwortung verbunden. P. K. sagt, bei ihm sei auch deshalb in der Erinnerung etwas »hängengeblieben, weil der Meister mich dann nachher auf die Weberei genommen hat. Das war ja ein Erlebnis, daß er dich ausgerechnet genommen hat. Der hat sich ja etwas dabei gedacht. Der hat vermutlich auch mit dem Müller dadrüber gesprochen, ob er mich da oben (in der Weberei) mal als seinen Nachfolger arrangiert.« In der Industriearbeit als abhängiger Beschäftigung sind solche Erfolgserlebnisse selten und Grund, sich ihrer zu erinnern.

Brüche:

Diejenigen, die nach ihrer Kündigung oder nach der Betriebsstillegung 1961 zunächst in der Textilbranche geblieben sind, brachten ihre Erfahrungen in die neue Arbeitsstelle mit ein und stellten Vergleiche an. Erst in der Rückschau wurde dann deutlich, daß die sogenannten Webketten in der Tuchfabrik »picobello sauber geschoren waren«, während sie an P. K.'s späterer Arbeitsstätte »richtiger Murks« waren. »Da fiel mir das erst auf.« Im Laufe der Jahre aber sind durch den Niedergang der Euskirchener Textilindustrie letztlich alle ehemaligen Beschäftigten der Tuchfabrik aus der Textilbranche herausgegangen. »Deshalb wissen die Leute vieles auch nicht mehr. Haben keinen Vergleich ziehen können gegenüber anderen Firmen. Wie war es bei Müller? Wie war es bei K.? Wie war es bei R & L?« Die Arbeit in anderen Branchen, etwa in einer Molkerei oder beim städtischen Fuhrpark, war zu verschieden von der Textilarbeit, als daß sie die Erinnerung an die Tuchfabrik noch lange hätte wachhalten können.

Identifikation:

Bei den Erzählern, die vorerst weiter im Textilbereich tätig waren, fällt auf, daß sie sich häufig an die Arbeit in anderen Betrieben besser erinnern und stärker motiviert sind, darüber zu erzählen. Zwar lag die Arbeit in der Tuchfabrik zeitlich weiter zurück, es ging jedoch auch darum, ob der betreffende Betrieb dem eigenen Lebenslauf eine gewisse Wichtigkeit geben konnte oder nicht. In dieser Hinsicht stand die Tuchfabrik stets im Schatten des benachbarten Großbetriebes K., der als »der« Textilbetrieb den Ort dominierte. Mehrere Befragte heben von sich aus immer wieder hervor, bei K. gearbeitet zu haben. Man gewinnt teilweise den Eindruck, es sei ihnen wichtiger, mit diesem Betrieb in Verbindung gebracht zu werden als mit der Tuchfabrik. H. C.: »Das war der modernste Betrieb hier herum . . . Der hat viel investiert. Das ging dann immer steil auf. Wenn wir zu der Zeit die alten Maschinen gehabt hätten wie (die TM), dann hätten wir auch früher zumachen können.« Die Raumaschine z. B. »die hatten wir bei K. natürlich in einer großen Ausführung,« die in der Tuchfabrik dagegen »das ist ja schon eine uralte.« Außerdem besaß K. internationale Handelsbeziehungen im »ganzen Aus-

land« und setzte Stars zur Werbung ein: »Den Rex Gildo habe ich bei K. schon oft gesehen. In den Musterbüchern drin. Der hat unsere Hosen präsentiert.«

Da konnte die TM nicht mithalten. Berücksichtigt man, daß es in einem größeren Betrieb durch die Anzahl von Kollegen auch eine größere Vielfalt von Menschentypen und Interaktionen gab, bei K. außerdem Betriebsausflüge, Jubiläen u. ä. hinzukamen, was bei TM alles wegfiel, dann wird erklärlich, daß manche Interviews in Bezug auf die Firma K. interessanter sind als im Hinblick auf die Tuchfabrik. In der Tuchfabrik haben auch nie umfassende Modernisierungen stattgefunden, die lebenslaufrelevant gewesen wären und z. B. als Krisen der Qualifikation und des beruflichen Selbstverständnisses in der Erinnerung haften geblieben wären.

Kleine Welten:

Die erhofften Vorteile, ehemalige Beschäftigte gerade aus einem industriellen Kleinbetrieb zu befragen, haben daher einen Pferdefuß. Das gängige Bild von der Industriegeschichte ist weitgehend durch Großbetriebe geprägt. Sich mit kleineren Betrieben zu beschäftigen, könnte daher modifizierend wirken. Da im Kleinbetrieb der einzelne auch eher einen Überblick über den gesamten Betrieb hat, lassen sich mit nur wenigen Befragungen alle Arbeitsplätze rekonstruieren. So sehr beide Prämissen durch die bisherigen Befragungen bestätigt werden, so sehr sind doch auch die Grenzen der Erinnerung unverkennbar. Die kleine Welt der Tuchfabrik bot nur bedingt die Möglichkeit, sich mit ihr zu identifizieren und lieferte der Erinnerung nur wenig Stoff.

Arbeit und Sprache. Erinnerungen und Sprachlosigkeit

Atmosphäre:

Selbst subtile atmosphärische Eindrücke der Fabrikwelt werden nach Jahrzehnten noch erinnert, bedauerlich nur, daß sie sprachlich kaum mitteilbar sind. P. K.: »Der Krach oder Geruch, das hat man alles noch, aber das kann man alles gar nicht so beschreiben. Von bestimmten Abteilungen, welche Geräusche da sind. So ein Geräusch. Da ist so ein Geräusch. Der Riemen zog so. Der Riemen zog so. Aber ich kann das nicht beschreiben. Das habe ich noch im Gedächtnis, wie die klatschten. Das könnte ich Ihnen genau sagen, wenn ich das Geräusch höre. Würden mal irgendwie ein Geräusch aufnehmen. Das könnte ich Ihnen sagen, speziell bei Müllers. Das ist aus der Spinnerei, oder: das ist aus der Kremplei.«

Jede Abteilung hatte auch ihren besonderen Geruch. Im Kesselhaus war, so P. K., »eine ganz andere Luft wie in der Walkerei«, in der Wolferei »war es mehr nach Wolle« und »in der Färberei war früher immer ein gewisser; ja, Farbgeruch kann man gar nicht sagen. Wie soll man das ausdrücken? . . . Im Maschinenhaus, so ölig,

Wasserdampf, ein eigenartiger Schmiergeruch. Das kann man nicht beschreiben. Ich weiß aber wie es ist. Da hab ich mir schon Gedanken drüber gemacht, wie kann man so etwas im Gefühl hinstellen, damit ein anderer das auch fühlen kann. Das geht nicht. Das geht einfach nicht.« Zumindest eine Andeutung dieser Duftmarken in der Fabrik gibt die Aufzählung dessen, was da im einzelnen roch: Wolle, Garne, Säuren, Holzkisten, Riemenharze, Kohlen, Maschinenfette usw.

Gefühlssachen:

Kaum verbalisierbar sind leider auch gerade solche Fertigkeiten, die Experten ausmachen: das Gefühl für Material und Maschinen, etwa beim Andrehen von Fäden an der Spinnmaschine. P. K.: »Welche Schwierigkeit aber das Andrehen oder welche Feinheit das verlangt, das kann man keinem erklären. Das kann man dann nur zeigen. Vom Gefühl her kann man wieder nicht erklären, wie es sein soll. Das kann einer ganz schlecht beschreiben.« Das Gefühl selber ist dabei zwar »so ein bißchen weg«, aber nicht gänzlich verloren gegangen. Auch jetzt könnte ein früherer Spinner die Spinnmaschinen »direkt wieder laufen lassen, weil er das einfach noch sitzen hat.« Was dabei noch sitzt, demonstrieren die Erzähler mit den Handgriffen, die sie noch immer virtuos beherrschen. Erschreckend ist allerdings, wie sehr sich monotone und hunderttausendfach wiederholte Tätigkeiten als eine Art motorischer Erinnerung in der betreffenden Person festgesetzt haben.

Technik:

Erzähler behelfen sich bei der Darstellung technischer Zusammenhänge ebenfalls mit Demonstrationen oder Skizzen. W. S.: »Wie soll ich das jetzt malen? Da waren jetzt hier die Fäden, von der Seite gesehen. Da war hier der Draht mit dem Bügel, so ungefähr war das. Da saß hier dann die Spule, so war die dann. Das war jetzt hier oben, ja, . . .« Was hier mühsam skizziert wird, läßt sich mit wenigen Fachbegriffen benennen. Solche Termini sind den Erzählern vielleicht entfallen. Da viele von ihnen aber als ungelernte Arbeitskräfte in der Tuchfabrik tätig waren, haben sie die Fachsprache wahrscheinlich erst gar nicht kennengelernt. Hier liegt der Einwand auf der Hand, technische Zusammenhänge eigneten sich nur bedingt für die Oral History, denn Technik sei nicht erzählbar. Sie rufe in Interviews Beschreibungen und Erklärungen hervor, jedoch nicht notwendig narrative Passagen, in denen erlebte Arbeitsplatzsituationen wieder aufgerollt werden. Aber: technische Zusammenhänge sind nicht thematischer Ausgangspunkt und Erzählstimulus in den Interviews. Wo sie auftreten, werden sie vom Befragten im Rahmen übergreifender Erzählpassagen selber eingeführt. Dies ist auch gar nicht zu vermeiden, da die Betroffenen mit technischen Artefakten, Werkzeugen, Maschinen usw. gearbeitet haben. Die Rekonstruktion historischer Arbeitsplätze und Tätigkeiten ist schlichtweg nicht möglich, ohne auf solche Zusammenhänge einzugehen.

Oral History vor Ort

Gedächtnisstützen:

Die meisten Erstbefragungen fanden, wie häufig in der Oral History, in der Wohnung des Interviewpartners als dessen vertrauter Umgebung statt. Dabei äußerten mehrere Befragte den Wunsch, ihren alten Arbeitsplatz einmal wieder aufsuchen zu können. K. K.: »Wenn ich jetzt da wäre, dann könnte ich Ihnen das zeigen. . . Wenn ich das jetzt vor Ort sähe, vielleicht fällt mir das und das wieder ein. . . Ich gehe gerne mal mit runter (zur Tuchfabrik) und erkläre das mal richtig. Da kann man das ja besser erklären. Ja, ich würde das nochmal gerne sehen.« Vor Ort seien die Fragen des Interviewers leichter zu beantworten. P. K.: »Wenn Sie dann speziell nach irgendwas fragen: da hängt ein Webschützenhalter. Wissen Sie da noch was von? Was haben Sie damit gemacht? Dann kommt man da drauf.« Wegen der vielen Einzelteile brauche die Erinnerung »Unterstützung«.

Die Zweitinterviews am alten Arbeitsplatz brachten tatsächlich System und Logik in das für jeden Betriebsfremden zunächst unübersichtlich und chaotisch wirkende Inventar. Das Zubehör auch nur eines einzigen Arbeitsplatzes ist bereits so umfangreich, daß es unmöglich andernorts komplett erinnert werden kann. Dennoch ist die Begehung am alten Arbeitsplatz kein Königsweg der Erinnerung. Ein Ehemaliger sagte dort, er »erkenne nichts wieder«. Nach seinem Weggang aus der Tuchfabrik war dort eine neuere Maschine aufgestellt worden. Auf Nachfragen machten sich seine Erinnerungen aber immer wieder an der längst verkauften alten Maschine fest, an der er selber gearbeitet hatte. Derselbe Raum mit neuer Maschine war ihm dagegen gänzlich fremd. Seine Erinnerungen waren weniger räumlich geprägt, als auf manuelle Tätigkeiten und Arbeitsvollzüge an seiner Maschine fixiert. Ähnlich wirkten auch Fotos von den einzelnen Abteilungen der Fabrik kaum stimulierend für die Erinnerung. Sie vermitteln ein statisches Bild, während sich die Erinnerung an Handlungsabläufen und Tätigkeitsmustern orientierte.

Oral History als Konfrontation:

Einzelne vor Ort geführte Interviews waren zwar umfangreich und umfaßten transkribiert immerhin bis zu 90 DIN-A4-Seiten, enttäuschten jedoch in inhaltlicher Hinsicht, und dies, obwohl sich ein Ehemaliger zuvor als Experte bezeichnet hatte, der sich überall in der Tuchfabrik auskenne. Das Aufsuchen seines früheren Arbeitsplatzes muß er dann aber als Konfrontation und entlarvende Situation empfunden haben. Vor Ort wurde deutlich, daß er in der Tuchfabrik an einzelnen Arbeitsplätzen letztlich nur Hilfsarbeiten gemacht hatte: Tuche zum Trockenboden hochtragen oder mit einem Wasserschlauch einen Färbebottich ausspritzen u. ä. Diese Tätigkeiten sind schnell beschrieben, und da sie nicht mit außergewöhnlichen Vorkommnissen verbunden waren, boten sie auch auf Nachfragen hin nur wenig

Erzählstoff. Dem Betreffenden war die TM in allen Winkeln vertraut, jedoch ist das bloße Auskennen nicht erzählbar. Deshalb griff er außer zu Allgemeinplätzen zu drei Interaktionsstrategien, mit denen er sich aus dieser unterschwellig peinlichen Interviewsituation befreite: Er verglich die Tuchfabrik fortlaufend mit anderen Betrieben, über die er sich ausführlicher ausließ, oder er führte ein neues Thema ein, indem er auf das Inventar in einer anderen Abteilung einging. Außerdem erklärte er die Funktionsweise von Maschinen. Alle drei Strategien gaben keine näheren Aufschlüsse über seine konkrete Arbeit an der Maschine, vor der das Interview gerade stattfand, machten den Erzähler aber gegenüber den Interviewern unangreifbar. Insbesondere sein Rekurs auf die innerbetriebliche Situation in anderen Euskirchener Textilbetrieben war nicht ad hoc überprüfbar.

Damit ist der Ausgangspunkt der vorliegenden Überlegungen wieder aufgegriffen. Was von der Arbeit erinnert und erzählt wird, hängt in erster Linie vom Charakter dieser früheren Arbeit selber ab. Hilfsarbeiten werden auch durch das Arrangement der Interviewsituation nicht interessanter. Da sie wenig Spuren in der Erinnerung hinterlassen haben, sind auch bei einer Befragung am alten Arbeitsplatz kaum zusätzliche Aussagen hervorzulocken.

Oral History und Firmenarchiv

Vom Firmenarchiv der Tuchfabrik war bisher noch so gut wie nicht die Rede. Das liegt nicht nur daran, daß wegen des fortgeschrittenen Alters ehemaliger Beschäftigter mit den Befragungen bereits begonnen werden mußte, als das Archiv noch nicht zugänglich war. Eine Reihe von Interviews hatte auf diese Weise einen explorativen Charakter. Man gewann mit ihnen zumindest einen groben Überblick über die letzten Phasen der Firmengeschichte.

Wichtiger ist, daß die Arbeit in der Tuchfabrik wenig formalisiert war. Anweisungen und Absprachen geschahen in direktem persönlichen Kontakt. Nur in der Weberei gab es genauere schriftliche Abrechnungen, da hier nach Akkord bezahlt wurde, ansonsten wurde Stundenlohn gezahlt. Zu den einzelnen Arbeitsplätzen liegen daher nur wenige schriftliche Quellen vor. An einer Reihe von Arbeitsplätzen finden sich allerdings Notizen an den Wänden. Sie sind jedoch eher Gegenstand einer industriearchäologischen Untersuchung. Informationen, die in Lohnlisten, Arbeitsbüchern, Merkheften zu verschiedenen Produktionsbereichen, Statistiken aus der Korrespondenz mit Behörden, Arbeitsunfallberichten usw. über einzelne Arbeitsplätze und die dort arbeitenden Menschen enthalten sind, verblasen darüber hinaus hinter den Beschreibungen und Erklärungen der ehemaligen Belegschaft. Die Persönlichkeiten treten hinter Zahlen und Geschäftsschreiben bis zur Unkenntlichkeit zurück.

Als Ausgangspunkt bei der Entwicklung der Leitfäden für die Befragungen spielte das Firmenarchiv gegenüber der historischen Textilfachliteratur eine untergeordnete Rolle, solange es noch nicht erschlossen war. In zunehmendem Maß zeigt sich aber, daß es auch bei der Rekonstruktion von Arbeitsplätzen Fakten liefern kann, an die sich Befragte nicht mehr zuverlässig erinnern. Ein Spediteur behauptete, niemals die Tuchfabrik beliefert zu haben, was durch das Firmenarchiv eindeutig widerlegt werden konnte. Korrigieren könnte das Firmenarchiv auch mögliche Legenden, etwa die, die Tuchfabrik habe ihre Mitarbeiter überdurchschnittlich gut bezahlt. Der Vergleich mit dem Lohn bei einem späteren Arbeitgeber als rein auf den persönlichen Lebenslauf bezogene Perspektive reicht als Beweis natürlich nicht aus. Ob es sich hierbei um eine Selbsttäuschung handelt, kann nur unter Hinzuziehung weiterer Quellen wie Tarifverträgen u. ä. beantwortet werden.

Allerdings kann in unserem Fall die Überprüfung der von Befragten gemachten Aussagen nicht allein anhand von Archivalien geschehen. Von ebenso wichtiger, manchmal einziger Beweiskraft sind die Inventarobjekte als industriearchäologische Quelle selber. Wenn es in einem Interview z. B. pauschal und auch auf Nachfragen hin nicht näher spezifiziert hieß, eine bestimmte Maschine sei so gut wie nie eingesetzt gewesen, weil sie »nichts getaugt« habe, so ließ sich dies genauer durch eine Untersuchung der Maschine erklären.

Bietet das reichhaltige Material des Firmenarchivs auch Anhaltspunkte für innerbetriebliche Abläufe, so bildet doch die Oral History die Grundlage zur Rekonstruktion der Geschichte der Arbeit in der Tuchfabrik. Für die Aufarbeitung der Firmengeschichte hingegen, vor allem der zeitgeschichtlichen Bedeutung der TM als Hersteller von Uniformtuchen, stellt das Firmenarchiv die zentralen Quellen bereit.

Ein Gesamtbild als Voraussetzung für das spätere Museum ergibt sich allerdings erst in der Zusammenschau der verschiedenen methodischen Ansätze, wie sie Oral History, Archivauswertung und Industriearchäologie bieten.